

Von Sofia Olzowy, 5d

### 3) Keiner verlässt das Haus (Kriminalgeschichte)

#### Warum man abends nicht aufräumen soll

Draußen ist es dunkel und ich weiß, dass keiner aus dem Haus darf, dennoch bekomme ich ein mulmiges Gefühl, als ich den Lichtkegel einer Taschenlampe durch mein Fenster leuchten sehe. Wer ist da? Vorsichtig schlage ich die Decke zurück und richte mich auf. Prompt stoße ich mit meinem Kopf gegen die niedrige Decke meines Zimmers „Aua“, fluche ich leise vor mich hin, während ich auf Zehenspitzen aus meinem Zimmer durch den Flur zur Treppe schleiche, die in das Erdgeschoss führt.

Dabei komme ich an dem Zimmer meiner Schwester vorbei. Leise wie ein Indianer husche ich an der Türe vorbei, als ich auf etwas Hartes trete. Erschrocken rutsche ich aus und knalle auf meinen Po. „Eine schmerzhaft Geheimission“, denke ich und greife nach dem Buch, welches meine Schwester mal wieder achtlos im Flur liegen gelassen hat. Genervt rapple ich mich auf und steige vorsichtig die Treppen hinunter. Unten angekommen laufe ich schnell am Kellereingang vorbei, aus dem es immer seltsam brummt und gurgelt – das ist aber unsere Heizung. Ich husche ins Wohnzimmer und luge ängstlich aus dem Fenster.

Da war die große dunkle Gestalt, die hektisch mit der Taschenlampe den Garten durchsucht. Zitternd greife ich nach der Klinke der Terrassentüre und drücke sie langsam auf. Es kribbelt, als ich meinen Fuß auf die kalte und raue Platte der Steinterrasse setze. Ich zittere am ganzen Körper und ich merke, wie mir der kalte Schweiß ausbricht. Verzweifelt sehe ich mich nach etwas um, mit dem ich mich im Notfall wehren kann. Die große Gestalt hat mich noch nicht entdeckt. Da sehe ich etwas! Den Sack, in dem wir im Herbst das welke Laub hineinschaufeln. Ich hole noch einmal tief Luft, packe den Sack und rase wie ein geölter Blitz auf die Gestalt zu. Mit einer schnellen Bewegung stülpe ich ihr den Sack über den Kopf. Die große Gestalt fällt zu Boden und ich versuche diese mit aller Kraft in Schach zu halten. Die Gestalt ist ein Mann, der fluchend um sich schlägt. Was er schreit, muss ich jetzt hier nicht wiederholen!

Plötzlich höre ich eine Sirene. „Die Polizei!“ – schießt es mir durch den Kopf. „Gott sei Dank!“. Die Polizisten stürmen in unseren Garten und nehmen denn Mann fest. „Oh, wen haben wir denn da! Sie haben wir ja schon lange gesucht! Das ist ein Gemüsedieb, dem wir schon länger auf der Spur sind“ erklärt mir der Polizist. „Aber wer hat denn die Polizei gerufen?“, frage ich. Da tritt meine Schwester aus dem Haus und ruft: „Ich war das! Als du da so laut auf meinen Büchern ausgerutscht bist, bin ich dir nachgeschlichen und als ich gesehen habe, dass jemand im Garten ist, habe ich sofort aus Angst die Polizei alarmiert“. „Gut, dass Du nie aufräumst“, lache ich und nehme meine Schwester in den Arm.

## SCHREIBWETTBEWERB

von Emma Kretzschmar, Klasse 5b (Brief über die Kindheit im Jahr 2020)

Gilching, den 11.04.2080

Hallo Annika,

wie geht es Dir? Mir geht es super. Ich habe mich übrigens sehr über Deinen letzten Brief gefreut! :)

Ich habe einmal an meine Kindheit im Jahr 2020 gedacht. Das war ein sehr, sehr verrücktes Jahr, denn da war der Corona-Virus da. Das war nämlich ein Virus, der war auf der ganzen Welt. Als erstes hat er sich in China entwickelt, dann war er in Italien und so ging das immer weiter, bis er auf der ganzen Welt war.

Als er in Deutschland war, war man so vorsichtig, dass die Schulen geschlossen wurden, damit sich der Virus nicht verbreitet. Aber da man mit der Schule ja irgendwie weitermachen musste, ging das dann alles über den Computer. Da hast du dann in jedem Fach Arbeitsaufträge gekriegt, die du machen musstest. Manchmal hat mich meine Mutter zum Einkaufen geschickt und während ich einkaufen war, musste ich immer Handschuhe anziehen, damit ich keine Viren an den Fingern hatte. Auch musste man immer mindestens zwei Meter Abstand halten, damit man sich nicht anhustete. In dieser Zeit habe ich mir ganz viele Sorgen um meine Großeltern gemacht, weil meine Großmutter war lungenkrank und die Ärzte sagten damals, wenn man eine Vorerkrankung hat, dass man das dann schwer überlebt. Aber wo wir gerade beim Thema Großeltern sind, möchte ich dir noch etwas erzählen. Also, meine Großeltern lebten ja auf dem Land im Allgäu. Und wenn wir dort waren, hatten wir da immer ein Trampolin. Aber das ist 2019 leider kaputtgegangen, trotzdem haben sie dann von der Versicherung ein neues bekommen. Das Lustige war, dass es 2020 immer noch nicht aufgebaut war. Also hat meine Mutter bei ihnen angerufen und hat gefragt, ob wir es für die Corona-Zeit ausleihen dürfen. Und sie haben JA gesagt! Meine Schwester und ich haben uns wahnsinnig gefreut, denn eine Woche später stand es bei uns im Garten. Damals wusste ich nicht, wie ich meinen Großeltern danken konnte und meinen Vater, denn er hatte es ja aufgebaut.

Das war die Corona-Zeit 2020!!!

Aber schieben wir den Corona-Virus mal beiseite und denken an den Winter 2020. In der Zeit und ich haben meine Schwester Johanna und ich nämlich einen Skikurs gemacht. Es lag zwar nicht viel Schnee, aber es hat trotzdem total viel Spaß gemacht. Vor allem mein Skilehrer war damals sehr nett und weil es mein Lieblingssskigebiet war, nämlich das Brauneck.

Ich hoffe, du hast jetzt auch so eine tolle und spannende Kindheit wie ich! Deiner Familie geht es hoffentlich gut! Sag ihr schöne Grüße von mir!

Deine

Oma Emma

## Keiner verlässt das Haus! (Fortsetzungsgeschichte)

*Draußen ist es dunkel und ich weiß, dass keiner aus dem Haus darf. Dennoch bekomme ich ein mulmiges Gefühl, als ich den Lichtkegel einer Taschenlampe durch mein Fenster leuchten sehe. Wer ist da?*

Langsam tastet sich der Lichtschein über die Terrasse. Durch das Fenster sehe ich wie sich ein Schatten an unserer Tür zu schaffen macht. Ob ich meine Eltern rufen soll? Nein, es ist schon kurz vor Mitternacht. Eigentlich will ich mir doch nur ein Glas Wasser holen. Mir läuft ein kalter Schauer über den Rücken und ich fröstele, obwohl es eigentlich warm genug ist. Was, wenn das ein Einbrecher ist? Was soll ich nur machen? Ihn mit einer Bratpfanne niederschlagen, wie im Film? Doch mir bleibt keine Zeit mehr weiter zu grübeln, denn langsam öffnet sich die Tür. Ich halte die Luft an und starre zum Hauseingang. Ich will mich verstecken, schreien oder wegrennen. Doch meine Füße sind wie festgewachsen. Als sich die Tür öffnet, gehen alle Lichter schlagartig aus. Es ist nicht nur dunkel, es ist stockfinster und totenstill. Wie versteinert stehe ich da, doch in meinem Kopf arbeitet es. Während ich mich nicht von der Stelle bewege, macht der Unbekannte seine Taschenlampe wieder an. Das kalte Licht erhellt unsere Gesichter. Ich hatte vermutet einen narbigen und tätowierten Verbrecher zu sehen, doch die Person, die ich jetzt sehe, kenne ich mehr als gut. Es ist ... „Papa!“, rufe ich fassungslos. „Was machst du denn hier?“ Das kann nicht sein, dass mein Vater der vermeintliche Einbrecher ist! „Du hast mich fast zu Tode erschreckt! Was hast du überhaupt dort draußen gemacht?“, frage ich ihn aufgebracht. Etwas zerknirscht erklärt Papa: „Tut mir leid. Du hast mich aber auch sehr erschreckt. Ich konnte nicht einschlafen und wollte noch einmal an die frische Luft gehen. Aber als ich draußen war, fiel die Tür ins Schloss. Da ich keinen Schlüssel hatte, holte ich den Ersatzschlüssel und die Taschenlampe aus unserem Versteck. Den Rest kennst du.“ Erleichtert nicke ich. Doch in dem Moment, als wir uns in die Arme nehmen wollen, hören wir ein Geräusch. Leise schleichen wir weiter. Es raschelt und irgendetwas schnauft. Dann hören wir ein Flüstern. Ich bekomme eine Gänsehaut. Wir kommen ins Wohnzimmer. Geisterhaft zeichnet sich der Schatten des Fernsehers auf dem Sofa ab. Ich zucke zusammen. „Dir kann nichts passieren.“, spreche ich mir selbst Mut zu. Ich spürte es, Papa und ich sind nicht allein! Nun passiert vieles gleichzeitig: meinem Vater fällt die Taschenlampe aus der Hand, der Mond kommt hinter einer Wolke hervor und was ich jetzt für einen grauenhaften Schatten sehe, lässt mir das Blut in den Adern gefrieren: ein riesengroßes Monster mit Stacheln auf dem Kopf und mehreren Beinen. Ich bin starr vor Angst und schreie. Nach einer gefühlten Ewigkeit voller Schrecken sagt eine ruhige Stimme: „Jetzt ist aber mal Schluss!“. Das Licht geht wieder an. Das erste was ich sehe, ist eine völlig zerzauste kleine Schwester Leonie. Am Sicherungskasten steht meine Mutter mit großen Augenringen. Als letztes sehe ich zu Leonies Füßen eine Fellkugel mit Beinen. Was ist das? Es ist ein kleiner Hundewelp! „Muffin!“, rufe ich erfreut. Jetzt fällt mir alles wie Schuppen von den Augen: Muffin und Leonie waren das Monster. Muffin ist unser süßer Welp, den wir gestern erst bekommen haben. Wie habe ich das vergessen können?!

Da jetzt alles geklärt war, falle ich todmüde ins Bett und denke noch: „Was für ein Abend! Wer weiß, vielleicht erschrecke ich mich ja morgen noch vor meinem eigenen Spiegelbild!“.

## Eine besondere Freundschaft von Katharina Fellermeier

Viele Freundschaften sind normal, nur die zwischen mir und Ava nicht. Unsere Freundschaft ist besonders. Nicht wir sind besonders, sondern unser gemeinsames Schicksal, das wir zusammen durchgestanden haben.

Wir sind nur normale Teenager und leben in Köln. Ava ist meine beste Freundin und wohnt mit ihrer fünfköpfigen Familie in Chorweiler, einem sehr armen und trostlosen Viertel. Dort lebt sie mit ihren Eltern und einem Bruder in einer kleinen und überbewerteten Mietwohnung in einem Plattenbau. Avas Mutter arbeitet in einer Pflegeeinrichtung und ihr Vater hatte seinen Job auf dem Bau aufgrund eines Arbeitsunfalles verloren. Ihre Eltern waren im Jahre 1998 mit ihrem ersten Sohn Elian aus Albanien, wegen des dort herrschenden Jugoslawienkrieges, nach Deutschland geflohen. Avas Familie ist sehr traditionsbewusst und streng gläubig. Der strenge orthodoxe Glaube hat ihrer Familie auch beigestanden, als Elian auf den Gleisen tödlich verunglückt war.

Meine Familie hingegen glaubt gar nicht, da meine Eltern der Überzeugung sind, dass es keinen Gott gebe und es eine Zeitverschwendung sei, sich mit dem Thema Religion zu befassen. Ich wohne mit meinen Eltern in einem Vorort von Köln in einem Einfamilienhaus in der Nähe eines großen Waldes. Zu meiner Familien gehören meine Eltern und mein großer Bruder Marc.

Nun wären wir auch wieder bei dem Todestag von Avas Bruder, er war nämlich nicht alleine auf den Gleisen, sondern noch mit zwei anderen Kumpels. Mein Bruder Marc war einer von ihnen und wurde, wie Elian und der andere Junge, von einem Zug aus seinem jungen Leben gerissen.

An der Beerdigung der drei sahen Ava und ich uns zum ersten Mal. Die Beerdigung ist nun schon zwei Jahre her. In diesen zwei Jahren habe ich viel mit Ava erlebt und bin in eine für mich neue Kultur eingetaucht. Das erste Jahr nach dem Tod unserer beiden Brüder war das Schlimmste für uns, vor allem für unsere Eltern und Avas kleinen Bruder David. Ihre Familie konnte sich durch den Glauben gegenseitig aufbauen, trösten und mit dem Verlust von Elian umgehen.

Meine Eltern hatten allerdings weder einen Glauben, auf den sie bauen konnten noch einen Priester, dem sie all ihre Sorgen anvertrauen konnten. So kam es dann auch, dass meine Mutter in schwere Depressionen verfiel und in Therapie musste. Meinem Vater ging es auch nicht besser, er lenkte sich mit seiner Arbeit ab und trat eine Dienstreise nach der anderen an, so bekam man ihn kaum noch zu Gesicht.

Ava und ich haben in der Zeit viel zusammen unternommen, um uns von dem Schmerz des Verlustes unserer Brüder abzulenken. Wir gingen shoppen, auf Partys, ins Freibad oder an einen Baggersee. Dort zelteten wir oft mit unseren Freunden und fuhren zusammen ohne Eltern nach Berlin. Berlin war für uns beide das größte Highlight.

Doch es kamen bald die Tage, an denen alles den Bach herunterlief. Auch an diesen waren wir beide immer füreinander da, egal wie weit wir voneinander entfernt waren. Skype hatte uns dabei immer geholfen.

Doch es kam der Tag, als Ava mit Tränen in den Augen und einem weißen Papier in der Hand auf mich zu lief. Ich nahm sie in den Arm und fragte sie, was passiert sei. Ohne ihren Mund zu öffnen, drückte sie mir den weißen Zettel in die Hand.

Und ich las laut vor: „Kündigung der Wohnung in der Mercatorstraße 24“.

Ich drehte mich zu ihr und schaute mit einem mitfühlenden, aber auch erstaunten und geschockten Blick in ihre olivgrünen Augen, die mit vielen Tränen gefüllt waren.

„Das kann der alte Sack von Vermieter doch nicht machen!“, rutschte es mir plötzlich raus.

„Doch Clara, dass kann er, wir haben ja anscheinend seine Wohnung beschmutzt und die Miete nie regelmäßig gezahlt“, meinte Ava unter Tränen und zeigte mit ihrem Zeigefinger auf eine Zeile im Papier.

„Aber bei euch ist doch alles super gepflegt und ihr zahlt doch bestimmt meistens alles zuverlässig, oder?“

„Soweit ich weiß, haben wir, dank meiner Mutter, immer die Miete pünktlich an dem abgemachten Tag bezahlt. Aber unser Vermieter weiß ganz genau, dass wir nicht mehr zahlen können als den jetzigen Betrag“, sagte Ava schniefend und legte ihren Kopf auf meine Schulter.

„Aber ihr könnt euch doch eine neue Wohnung suchen, ich helfe natürlich auch gerne bei der Suche!“

Damit versuchte ich sie aufzuheitern und Hoffnung auf eine traumhafte und sorgenfreie Zukunft zu machen.

Dennoch schaute mich Ava mit einem ihrer traurigsten Blicke an und entgegnete: „Wenn das doch nur alles wäre! Meine Eltern wollen zurück nach Albanien, nachdem was ihnen hier wiederfahren ist. Man kann sie nicht vom Gegenteil überzeugen! Es geht am 14. Juli mit dem Flieger nach Tirana. Dort kommen wir dann bei meiner Tante unter und versuchen uns so ein neues und vielleicht auch für uns besseres Leben aufzubauen.“

„Aber das ist ja schon in zwei Wochen, Ava!“, bemerkte ich laut.

Die nächsten Wochen vergingen wie im Flug und der 14. Juli rückte immer näher. In der Zeit bereitete ich mich auf den Abschied von Ava und ihrer Familie vor. Ich half ihr beim Packen, wir gingen Eis essen und genossen unsere letzten Tage zusammen in Köln.

Am 14. Juli begleitete ich Ava zum Flughafen. Wir verabschiedeten uns sehr lange unter einem Schleier von Tränen.

Bevor sie die letzten Schritte Richtung Gate gemacht hatte, um zum Flugzeug zu gelangen, drückte ich ihr mein Abschiedsgeschenk in die Hand und flüsterte ihr zu: „Vergiss mich bitte nie!“

Sie bedankte sich und entgegnete: „Clara ich werde dich nie vergessen und wir werden uns irgendwann, wenn nicht sogar bald, wiedersehen!“

Und damit hatte Ava Recht! Wir würden uns ganz bald wiedersehen, das wusste ich genauso wie sie.

## Das Leben des Rian

Von Jakob Smolinski

19:22 Uhr, 19. Juni 2025

Rian saß am Fenster und starrte auf die Straße. In diesem Moment sah alles so alltäglich aus. Alles lag ruhig und friedlich da. Nichts, rein gar nichts ließ darauf schließen, dass der Virus bereits 90 Prozent der Weltbevölkerung dahingerafft hatte. Vor genau zwei Jahren wurde irgend so ein armes Schwein beim Liebesaustausch mit seiner Freundin von einem infizierten Tier im Wald angegriffen. Seitdem ging die Kurve exponentiell nach oben. Als erstes hat es die Leute auf irgendwelchen Partys erwischt. Ein Haufen von betrunkenen Typen und lasziven Mädels fiel übereinander her, um Haut, Knochen, Muskeln und Sehnen zu zerfleischen. Die Gastgeber mussten verdammt viel aufräumen. Als nächstes kamen die Normalos. Familien, Freunde und Verwandte. Kinder, die ihre Eltern fraßen und umgekehrt. Gott, die Welt versank im Chaos. Jeder versuchte sich zu retten oder, typisch Mensch, noch Kapital aus der Sache heraus zu schlagen. Letztendlich haben nur die Reichen überlebt oder die, die einfach grundsätzlich nie aus dem Haus gegangen sind und keine Freunde hatten. Zu dieser Sorte Mensch gehörte Rian.

„Sich selbst auf ein Auto binden und kochen lassen!“

Rian drehte sich um. Splatter lag auf dem Boden des Zimmers und grinste ihn an.

„Ich bezweifle, dass das funktionieren würde“ sagte er und kratzte sich am Kopf.

„Und warum nicht, Herr Experte?“ erwiderte Splatter.

Rian seufzte: „Naja, schau doch mal. Klar kannst du dich auf ein Auto binden, aber ich glaube nicht, dass man dadurch zu Kochen anfängt.“

Splatter hob den Kopf: „Aber du weißt es nicht zu hundert Prozent?“

„Nein, ich weiß es nicht zu hundert Prozent. Aber was ich weiß, ist, dass du zu viele schlechte Filme gesehen hast!“

„Also gibt das Punkte! Was hast du?“

Rian schüttelte den Kopf. Die beiden spielten gerade eine Runde Stadt-Land-merkwürdiger-aber-in-Erinnerung-bleibender-Suizid. Rian schaute auf sein Blatt Papier und sah, dass er nichts in die Suizid-Kategorie geschrieben hatte.

„Ich, also...“, stammelte Rian drauf los, „Ich habe ähh...“ Plötzlich kam die Erkenntnis: „Steven Soderbergh Filme schauen und dabei in seinem Whirlpool mit seinem Toaster schwimmen.“

Ungläubig zog Splatter eine Augenbraue nach oben und sagte in dem ironischen Tonfall, den Rian so gut kannte. „Ach so, aber das ist dann nicht schlecht, oder? Da kannst du ja jeden Promi aufzählen, der noch lebt.“

Rian legte den Kopf schräg. „Lebt Steven Soderbergh denn noch?“

„Keine Ahnung, aber weißt du wen ich letztens gesehen habe?“

„Ich denke du wirst es mir gleich sagen.“

„David Lynch!“

„Krass! Und?“

„Was, und?“

„Ja wie war er so?“

„Er war tot.“

„Oh.“

Splatter war der einzige, der ab und zu mal die Wohnung verließ und draußen nach dem Rechten sah, oder danach, ob die Welt jetzt schon völlig untergegangen war. Rian hatte auch nie Angst, dass ihm etwas geschah. Diejenigen, die sich schon mal mit Splatter angelegt hatten, wussten, dass das eine schlechte Idee gewesen war. Es war zugleich meistens ihre letzte Idee gewesen. Rian lebte jetzt schon seit einem Jahr mit Splatter in einer Wohnung und war glücklich darüber. Auch wenn der Kerl einem manchmal echt auf die Nerven gehen konnte. Rian wäre ohne ihn wahrscheinlich wahnsinnig geworden.

Splatter schmiss seinen Stift gegen die Wand. Er blieb stecken.

„Ich denke ich habe gewonnen.“, sagte er.

„Ja, denke schon“, antwortete Rian.

Er blickte auf die Uhr, die an der Wand hing und ständig stehen blieb, sodass man sie nicht mehr lesen konnte. Heute war aber einer dieser Tage, an dem sie tickte. Abgesehen von Sekunden, Minuten und Stunden zeigte sie auch noch das Datum an. Rian sackte zusammen. Seit mehr als einem Jahr, steckte er jetzt schon hier fest. Und Rian war 17. Er kannte zwar noch ein Leben vor den fleischfressenden Menschen, aber seine Erinnerungen waren verblasst, fast nicht mehr da. Er konnte sich nur noch an wenig erinnern.

Rian schüttelte sich.

„Was gibt es heute Abend zu essen?“, fragte er.

„Warum fragst du mich? Frag dich doch, du bist heute mit Kochen dran.“

„Bin ich gar nicht!“, verteidigte sich Rian und deutete auf die Uhr. Sie war stehen geblieben.

„Tja“, grinste Splatter, „Da haben wir wohl eine Patt-Situation. Also los, geh Essen machen!“

„Du weißt schon, was Patt heißt, oder?“, grummelte Rian, fing sich dafür einen bösen Blick von Splatter ein und schlurfte in die Küche. An der Tür zum Kühlschrank stand in großen roten Lettern: Jesus war hier. Daneben war ein auf dem Kopf stehendes, brennendes Kreuz. Manchmal wusste Rian auch nicht, was in Splatters Kopf vor sich ging. Im Kühlschrank selbst lag eigentlich recht viel und noch nie hatte sich Rian über Hunger beklagt. Es war einfach immer etwas da. Rian nahm ein Stück Fleisch heraus und versuchte zu erkennen, ob es Pute, Schwein oder letztendlich doch Mensch war. Nach fünf Minuten erfolglosem Starren auf das blutende Stück gab er es auf und schmiss es in eine Pfanne.

Er hörte ein Klirren hinter sich und sah Splatter, der mit einer großen Kiste aus der Kammer kam.

„Was gibt es heute?“, fragte er.

„Fleisch“, murmelte Rian.

„Gut“, lächelte Splatter, „dann gibt es heute Abend die hier.“

Mit diesen Worten stellte er mehrere Vodkaf Flaschen auf den Tisch.



22: 11 Uhr 19. Juni 2025

*Ich saß an meinem neuen Schreibtisch und sah dem Jungen zu, wie er sich betrank. Ich schüttelte den Kopf. Vor zwei Wochen war ich mit meiner Familie nach Amerika gezogen und hatte erst vor drei Tagen angefangen hier im California State Hospital zu arbeiten, und schon jetzt wurde es mir zu viel. Verdammt. Ich schloss die Akte des heutigen Tages und packte mein Zeug zusammen. Viertel nach Zehn. Ich musste mich ranhalten, wenn ich meinen Bus noch erwischen wollte. Noch einmal blickte ich auf den Screen, auf dem der Junge mit seinem erfundenen Freund Splatter redete. Ich eilte zum Aufzug und kurz bevor sich die Türen schlossen, kam noch jemand herein: Mr. Korenski, der Chefarzt. Ich starrte ihn an.*

*Schließlich überwand ich mich: „Mr. Korenski, was wollen wir mit diesem Experiment eigentlich erforschen?“*

*Er starrte mich an und sagte schließlich: „Isolation!“*

## Isolation

von Marielena Schönberger

Isolation. Ich kannte das Wort, wie vermutlich die meisten Anderen auch, aus Zombiefilmen, wenn eine Krankheit ausbrach und Betroffene isoliert werden mussten. Es war aber immer das gleiche Schema: Eine unbekannte, gefährliche Seuche, die Leute in Untote verwandelt, sobald sie von anderen Erkrankten gebissen werden, der Protagonist und seine Freundin fliehen etwa eine Woche lang und suchen Unterschlupf, am Ende stirbt er den Heldentod, um sie zu retten. Totaler Quatsch und super unrealistisch. Dachte ich zumindest. Bis dieses Corona vor ein paar Wochen in Erscheinung getreten ist. Das fremdartige Virus hatte sich ausgebreitet wie ein Lauffeuer, Schulen und Firmen wurden geschlossen und zu guter Letzt wurde eine Ausgangsbeschränkung verhängt. Und jetzt sitze ich hier, eingesperrt, und starre aus dem Fenster nach draußen, wo es Bindfäden regnet. Das Wetter passt zu meiner momentanen Stimmung. Schon vor der Quarantänezeit war ich nicht unbedingt die Art Person gewesen, deren Lieblingsbeschäftigung es war, draußen rumzulaufen, aber trotzdem war ich manchmal mit ein paar Leuten draußen gewesen. Es hatte mich abgelenkt. Ich muss freudlos lächeln als ich daran denke. Meine Depressionen waren wieder deutlicher in mein Leben getreten, seit ich von meinen Freunden isoliert wurde. Sie griffen nach mir und wollten mich mit sich ziehen, in ein großes, schwarzes Loch voller Verzweiflung und Trauer. Ich nehme einen Schluck von meinem mittlerweile kalt gewordenen Tee und wende mich wieder dem Buch zu, das ich seit etwa einer Stunde versuche zu lesen, doch keins der Worte, die ich lese, kommt wirklich bei mir an. Ich starre die eng bedruckten Seiten flehend an, auf dass sie mich doch aufsögen, in die Geschichte zögen und von meinen tristen Gedanken ablenkten. Doch es hilft nichts. Seufzend werfe ich das Buch auf mein Bett und schnappe mir mein Handy. Scrolle durch Instagram und vermeide es, meinen Blick auf das hellgrüne Telefonhörersymbol in der rechten oberen Ecke des Bildschirms zu lenken, als ich die App wieder schließe. Kein einziger der Menschen, die ich für meine Freunde gehalten hatte, hatte sich seit Anfang der Ausgangssperre von sich aus bei mir gemeldet. Nicht einmal meine beste Freundin. Es war, als wäre ich ihnen allen egal. Wieder spüre ich die Tränen in mir aufsteigen. Diese dummen Tränen. Wütend wische ich mir über die Augen und schlucke die aufkommende Trauer herunter und mein Handy landet, wie schon zuvor das Buch, auf meinem Bett. Ich hatte mich immer für ein Mädchen gehalten, das mit Alleinsein gut zurechtkommt, aber offensichtlich hatte ich falsch gedacht. Ich seufze erneut tief, bevor ich die Musik über meine Kopfhörer lauter stelle. Rock. Nicht unbedingt typisch, erst recht nicht für ein introvertiertes, schüchternes Kind wie mich, aber ich stehe drauf. Ich schließe meine Augen und schlafe in meinem großen und bequemen Korbstuhl ein. Als ich aufwache, sehe ich, dass meine Mutter sich über mich beugt und mich zudeckt. Ich lächle sie leicht an und schaue auf die Uhr. Schon vier am Nachmittag, ich habe ziemlich lang geschlafen. Ich strecke mich und nehme mir aus Reflex mein Handy, nicht wirklich irgendetwas Neues erwartend, weswegen sich meine Augen weiten als ich eine orangerote Eins über dem Whatsapp-Zeichen erblicke. Etwas skeptisch und immer noch ungläubig öffne ich die Anwendung und lese die Nachricht, die von einem der Leute kommt, mit denen ich vor der Ausgangsbeschränkung öfter meine Zeit verbracht hatte. „Hey, wie geht's dir? Ich habe lange nichts von dir gehört, aber habe mich nicht getraut auf dich zuzukommen, weil ich dachte, dass du mir aus einem bestimmten Grund nicht schreibst...“. Ich starre auf das Display und beiße unsicher auf meiner Unterlippe herum. Vielleicht hat er sich ja vertippt und es liegt eine Verwechslung vor? Ja, so muss es sein. Ich schreibe also zurück: „Hey, mir geht es eigentlich gut, den Umständen entsprechend. Bist du sicher, dass du mir schreiben wolltest und dich nicht verwählt hast?“. Seine Antwort folgt auf dem Fuß, als hätte er auf meine Nachricht gewartet. „Mir geht es ebenfalls gut. Und nein, eigentlich wollte ich schon mit dir sprechen. Oder bist du nicht Lou?“. Ich lege den Kopf schief und tippe drauflos. „Doch, die bin ich“. Ich beginne nachzudenken. Was könnte er von mir wollen? Nur etwa eine Minute später habe ich die Antwort. „Ich vermisse dich, mit dir ist es immer lustig. Können wir nachher

vielleicht mal telefonieren?“. Ein Lächeln breitet sich über meinem Gesicht aus, als ich in meinem Gehirn mehr nach ihm krame. Sein Name ist Dominik, er ist ein Jahr älter als ich und schwul, soweit ich mich erinnere. Er ist wirklich nett und immer lieb zu mir, ich traue ihm tatsächlich zu, dass er mir schreibt, weil er mich vermisst. Also bejahe ich seine Frage, ob wir telefonieren können mit einem aufkeimenden Hoffungsgefühl. Ungefähr eine halbe Stunde später reden wir, aber er scheint an meiner Stimme zu hören, dass es mir nicht gut geht, denn er fragt mehrmals, ob bei mir alles in Ordnung sei. Natürlich streite ich ab, ein Problem zu haben, sonst hält er mich womöglich noch für komisch oder Mitleid heischend. Nach einem langen Telefongespräch mit ihm fühle ich mich aber schon besser, denn er hat mir das Gefühl gegeben, dass ich doch nicht allen egal bin. Trotzdem versuche ich, so wenig wie möglich in das Geschehene hineinzuzinterpretieren, vielleicht war ihm ja doch nur langweilig und ich als einzige erreichbar. In dieser Nacht schlafe ich wenig, und wenn ich für ein paar Stunden einschlafe, dann träume ich wirres Zeug. Deshalb bin ich froh, als es spät genug ist, dass ich aufstehen kann. Ich setze mich sofort an mein Schulzeug und habe kurz darauf einen stillen Nervenzusammenbruch, weil ich mit dem sogenannten ‚Homeschooling‘ absolut nicht zurechtkomme und langsam auch daran verzweifle. Zum Glück bekommt das aber keiner mit außer die Fliege, die seit ein paar Minuten gegen das Fenster fliegt, denn ich bin allein zu Hause. Frustriert betrachte ich das Insekt und versinke erneut in meinen depressiven Gedanken, als ich einen Anruf bekomme. Es ist Dominik, der mich bittet, einmal vor die Tür zu schauen. Verwundert folge ich seinen Anweisungen und lasse fast mein Handy fallen, als ich die Haustür öffne und mich ein liebevoll zusammengestelltes Carepaket mit meinem Namen drauf begrüßt. Ich muss weinen, aber diesmal vor Freude, also lasse ich die salzigen Tränen laufen. Dominik steht etwa 50 Meter von meinem Haus entfernt, winkt und sagt mir, dass er dachte, ich könne Aufmunterung gebrauchen, weil ich gestern am Telefon so traurig geklungen hätte. In diesem Moment wird mir klar, dass alles halb so schlimm ist, solange man nur mindestens einen guten Freund hat. Und den habe ich, offensichtlich! Nur war ich so in Selbstmitleid und Trauer der falschen Leute wegen versunken, dass ich ihn nicht wahrgenommen hatte.

Jetzt  
von Katharina Hornig

Jetzt, wo ich immer zuhause bin, denke ich oft an meinen Lieblingsplatz in der Bücherei.

Oben im dritten Stock sitzend, bei den Zeitungen, zwischen den vielen Rentnern, in einem der knautschigen Ledersessel direkt unter den großen Deckenfenstern.

In etwas vertieft, wofür ich garantiert nicht gekommen war, aber genau das ist, was ich gesucht habe. Ich könnte jetzt sagen, wenn ich hier bin, steht die Zeit still, oder sie vergeht wie im Flug, aber beides wäre falsch. Hier fühle ich die Zeit ganz genau. Nehme ihr Vergehen aufmerksam wahr, jedes Seitenrascheln, Aufstehen, Schrittgeflüster auf dem Teppichboden, unterdrücktes Husten, alles wie Teil einer gut inszenierten Aufführung. Wechselnde Schauspieler, aber jedes Mal das gleiche Stück um mich herum.

Aber in diesen Tagen nicht. Wie auch.

Die Dinge kommen zum Erliegen. Ich lese jetzt im Garten, liege auf dem Rücken unter einem Himmel ohne Flugzeugstreifen. Ich mag sie, diese Fülle an loser Zeit. Nutze sie für meine Familie, für die Projekte, die sonst vor dem Alltag kuscheln müssen, für In-der-Sonne-Dösen und den Katzen Zusehen, die über unser Grundstück schleichen.

Aber ich fühle mich auch etwas schuldig. Dafür, wie schön diese Zeit für mich und meine Familie ist, hier in meiner kleinen Bubble, während da draußen Menschen um ihr Leben kämpfen, um ihre Existenz, während die Länder der Welt auf Bewährungsprobe gestellt werden. Mal wieder komme ich nicht damit klar, was für ein privilegiertes kleines Kind ich doch bin, und gleich genieße ich die Zeit wieder weniger.

Meine Mutter scheint sich darüber keine Gedanken zu machen, ich sehe wie gut ihr das Zuhause-Sein tut, sie hat so viel Energie wie lange nicht. Auch im Normalzustand kommt an meine Mutter nicht viel heran. Sie ist nicht gleichgültig, das auf gar keinen Fall, eher... im Gleichgewicht. Mit sich selbst im Reinen, resilient, sanft, geduldig, pragmatisch und schwer aus der Ruhe zu bekommen. Ich bin nicht wie meine Mutter.

Ich war ein wütendes Kind.

Ich habe geschrien, getreten, gebissen, meine Welt gehasst und wurde von ihr gehasst. Inzwischen sind meine Emotionen besser austariert. Wo früher der Überdruck an Gefühlen in mir als Zorn nach draußen gekocht ist, ist da jetzt viel öfter Liebe für die Menschen um mich. Aber diese Energie von früher rast immer noch in mir herum. Jetzt hat sie einfach neue Ziele.

Wenn man älter wird, dieses ganze Erwachsenwerden anfängt und einfach nicht mehr aufhören will, kommt der Moment, an dem man erkennt, wie scheiße die Welt sein kann. Krieg, Tod, Ungerechtigkeit und Leid gefühlt omnipräsent.

Es gibt kein Zurück mehr, da ich jetzt nun einmal weiß, ich nie wieder nicht wissen werde, wie schlecht es so vielen auf dieser Welt geht, wie sehr mein Wohlstand, der meiner Gesellschaft, auf dem Schmerz anderer aufgebaut ist.

Wenn ich mich deswegen machtlos fühle, klein und dumm, dann will ich schreien!

Hinausschreien in die Welt, unignorierbar, dass die Luft sich auflädt und unangenehm knistert – dass alle aus ihrem Trott aufsehen, ihre jahrzehntedicke Staubschicht an Gleichgültigkeit loswerden. Ich will nicht vielleicht die letzte Generation sein, die in Wohlstand leben kann, ich will diesen Wohlstand nicht weiter nur auf einen kleinen Teil der Menschheit beschränkt sehen.

Und ich will, dass andere das auch wollen.

Jaja, ich will, ich will, ich will, sehr erwachsen.

## Social distancing

von Magdalena Mix

Willkommen in 2020...

Seit wann ist Zusammenhalten  
dasselbe wie die Gesellschaft spalten?  
Freunde über Apps wie Houseparty „treffen“  
und stets „2 Meter Abstand halten“ äffen.  
Sozialer Kontakt wird nur noch über Social Media ausgelebt,  
dadurch ist das alltägliche Leben noch mehr durch Snapchat, WhatsApp und Facebook geprägt.  
Naja, zumindest wird man es so nie schaffen sich sozial zu distanzieren.  
Liebe Mitmenschen, richtig, den Begriff sollte man nicht nur, den muss man idealisieren!  
„Physical distancing“ ist dann der neue Trend,  
der Notwendigkeit hat und hoffentlich in uns entfaltet ein neues Talent.

Willkommen in 2020...

Alle rennen panisch in den Supermarkt, starten Hamsterkäufe, lassen alles stehen.  
Nudeln, Klopapier und Desinfektionsmittel in den Einkaufswagen mal 10.  
Hauptsache mir geht es gut, alle anderen sind mir doch egal,  
das Gebot vom „survival of the fittest“ ist doch eigentlich recht banal.  
Keine Spaziergänge und Partys mehr, stattdessen Homeoffice und Schulleere,  
Ausgangsspeere.

Willkommen in 2020...

Genau so ätzend wie die Pressemitteilung am 20.03.20 vom Staat,  
war demnach am 21. März mein 18. Geburtstag...  
Keine Freunde, Großeltern oder erste Fahrt mit dem Auto,  
nach Bierpong, Kuchen und Geschenken war ich dann in der Einsamkeit sogar ein bisschen froh.  
Auch freitags wird es dann wohl erstmals nichts mit Clubs wie dem Neuraum,  
stattdessen Netflix & Chill mit Freund und einem Essensträum.

Willkommen in 2020...

Jetzt merken wir, die Q12 zumindest,  
wie schnell du dich ohne Schule in ner blöden Zwickmühle befindest.  
Nach dem Aufwachen um halb 12 stellt sich einem schnell die Frage,  
soll ich mich an diesen blöden Französisch-Auftrag jetzt wirklich wagen?  
Später wird ichs eh nie wieder brauchen,  
nach dem Abitur wollte ich eh erst in den Urlaub nach Thailand abtauchen.  
Obwohl die Abschlussprüfungen vor der Türe stehn,  
und wir bereits alle lernen wie extrem (nicht),  
lassen sich so manche Lehrer nicht erreichen.  
Da wird gleich nachgeschaut und Herr Doeffinger gefragt: „Kann ich das Halbjahr nicht auch noch streichen?“  
Sie meinten 2020 wird unser Jahr,  
was bisher geschah:

Ein Affengehege sowie Australien wären fast abgebrannt, USA vs. Iran. Ja, hurra!  
Willkommen in 2020...

Seit wann ist Zusammenhalten  
dasselbe wie die Gesellschaft spalten?  
Freunde über Apps wie Houseparty „treffen“  
und stets „2 Meter Abstand halten“ äffen.

Willkommen in 2020...

Glasklar  
von Timuçin Ayhan

Augen strahlen blau wie ein Eiskristall.  
In ihnen spiegelt sich die Einsamkeit,  
Schüttet 40 Prozent ins Glas hinein,  
Denn das Leben scheint zu hart zu sein.  
Für jede Stunde allein fließt eine Träne.  
Ihm fehlt Nähe, ihm fehlt Wärme.  
Sein Leben ist vielleicht nicht das Schwerste,  
Aber er auch nicht der Stärkste.